

In unserer Mitte

In unserer Mitte

Gespräche mit syrischen Geflüchteten
Wuppertaler Bühnen
Herausgegeben von Susanne Abbrederis
und Cordula Fink-Schürmann



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Besonderen Hefte im

N O R D P A R K V E R L A G

Alfred Miersch

Klingelholl 53 42281 Wuppertal

Gesetzt in der Palatino

Originalausgabe 2017

© für diese Ausgabe: NordPark-Verlag Wuppertal, 2017

Alle Rechte bei den Autoren

Satz und Gestaltung: NordPark Verlag

ISBN: 978-3-943940-37-4

www.nordpark-verlag.de

Die Besonderen Hefte werden eigenhändig in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt, nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt, dann handgefalzt und handgeheftet und in den Schutzhumschlag aus dem Passat-Vorsatzpapier des Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.

Für Sammler: Dieses Heft wurde gedruckt im September 2017.

Gedruckt auf dem *Schleipen Werkdruckpapier*
der Cordier Spezialpapier GmbH aus Bad Dürkheim.
Chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
<http://cordier-paper.de>



Inhalt

- 7 Vorwort der Herausgeberinnen: *In unserer Mitte*
- 11 Christiane Gibiec: *So bin ich nach Deutschland gekommen*
- 19 Dieter Jandt: *Szenen aus unserer Welt*
- 23 Torsten Krug: *Deutschland Geborgenheit. Mit syrischen Geflüchteten in der Schreibwerkstatt*
- 31 Dorothea Müller: *Heimat ist Erinnern*
- 41 Sibyl Quinke: *Menschen erzählen von der Flucht*
- 53 Hermann Schulz: *Die Gegenwart weckt das Erinnern*
- 61 Helge Lindh: *In unserer Mitte?*
- 70 Vita

Vorwort

Mit unseren beiden Reihen »In unserer Mitte: Wir erzählen um unser Leben« (2015/16) und »Flüchtige Welt. Labor für Neuland« (2016/17) wollten wir als Schauspiel das Selbstverständliche tun: Geflüchteten Menschen einen Ort in Wuppertal anbieten, an dem Kunst und Kultur im Mittelpunkt stehen, Freiräume sowie Denk- und Treffpunkte existieren: Das Theater.

Durch die in Wuppertal gegründete Initiative »In unserer Mitte« von Helge Lindh war ein rascher Anknüpfungspunkt gegeben. Die angefragten Autorinnen und Autoren waren interessiert und widmeten sich, neben den vielen Unterstützenden aus unterschiedlichen Bereichen des Theaters, tastend den vielen mitgebrachten Geschichten, den teilweise unfassbaren Schicksalen.

Erste Freundschaften zu Geflüchteten entstanden, Blickweisen veränderten sich, Klischees und Vorurteile mussten hinterfragt werden.

Durch das spontane Angebot der ersten Spielzeit, wollten wir die polarisierende Blickweise aufbrechen, in Geflüchteten entweder ausschließlich bedauernswerte Opfer oder aber anmaßende Wirtschaftsmigranten zu sehen, die eindringen, um Jobs, Häuser und Frauen zu nehmen.

Die erste Spielzeit stand zunächst unter dem Eindruck der vielen Geschichten der Neuankömmlinge, die gemeinsam mit den Autor_innen notiert wurden. Sie stehen in der vorliegenden Veröffentlichung im Mittelpunkt. In der zweiten Spielzeit kuratierten die beteiligten Autor_innen zwischen dem 2. Oktober 2016 und dem 26. Mai 2017, mit der professionellen dramaturgischen und technischen Unterstützung des Theaters, je einen Abend. Der Fokus lag auf kulturellen, künstlerischen, sozialen und politischen Themen.

An sechs Abenden gab es verdichtet hochspannende, emotionale und informative Auseinandersetzungen mit der Welt der Neuangekommenen. Die Themen reichten von der Literatur der Bergvölker (4.Oktober 2016, Hermann Schulz, Helim Yusiv), über Literatur und Musik in Syrien (4.November 2017, Christiane Giebic), dem deutsch-kurdischen Film »Memories of Stone« (23. Februar 2017, Dieter Jandt), einem »Best of: Ich bin Du, Du bist Ich« mit und von immigrierten Künstlerinnen und Künstlern (17. März 2017, Helge Lindh), den ermutigenden Beispielen, das Unterstützung nicht leicht, aber leistbar ist (7. April 2017, Torsten Krug, Dr. Cordula Fink-Schürmann) unter dem Titel »Was Helfen mit Helfenden macht« bis zum letzten Abend der Reihe »Visionen. Syrische Frauen erzählen.« (26.Mai 2017, Dorothea Müller). Jeder Abend ergab neue Aspekte, zeigte Perspektiven auf und brachte vertiefende Einsichten auf beiden Seiten. So konnten Klischees und Vorurteile aufgebrochen werden, Freundschaften geknüpft, Querverbindungen hergestellt und Wege aufgezeigt werden. Und wir erfuhren einmal mehr aus erster Hand, wie entsetzlich und überflüssig Kriege sind, welch unfassbares Leid sie bringen.

Die Reihe sprach sich herum und führte dazu, dass viele Menschen nun begonnen haben, auch lange Wege auf sich zu nehmen, um den Ort des Theaters als Diskursort für sich in der Gemeinschaft mit anderen zu entdecken. Wir entdeckten talentierte Übersetzerinnen und Übersetzer, Autorinnen und Autoren, viele wunderbare Menschen, aber auch viel Widersprüchliches und vieles, was einer Lösung auf politischer Ebene bedarf, damit Engagements nicht versanden.

So zeigt das Theater als Diskursort einmal mehr, welche Kraft in ihm steckt.

Wir danken allen Beteiligten aus nah und fern, allen Autorinnen und Autoren, den Gastgeberinnen und Gastgebern für unser

aller/ihr Engagement. Für die Unterstützung zur Finanzierung von Räumlichkeiten und Übersetzerarbeiten danken wir der Dr. Werner Jackstädt-Stiftung, der Stadtsparkasse Wuppertal und dem Lions-Club Wuppertal.

Für die solidarische Begleitung des Projektes und dieser Publikation sei dem Peter Hammer Verein für Literatur und Dialog e.V. gedankt.

Ihre Susanne Abbrederis
und Dr. Cordula Fink-Schürmann

Christiane Gibiec

So bin ich nach Deutschland gekommen

Heimat

»Ich bin 1985 in einem kurdischen Ort geboren. Die Natur ist sehr schön, es leben etwa fünfunddreißig Familien dort. Die Grundschule habe ich in meinem Dorf besucht, die Mittelstufe im Dorf Tel Maruv, drei Kilometer entfernt. Die Schule war ein kleines Haus aus Lehm mit zwei Räumen, einem großen und einem kleinen. Wir waren ungefähr zehn Schüler in jeder Klasse. Ich musste jeden Tag zu Fuß hin und zurück gehen. Es war ein Feldweg, im Winter sehr schlammig.

In unserer Familie sind wir sechs Jungen und drei Mädchen plus Vater und Mutter. Alle waren gut in der Schule. Wenn das Wetter gut war, betrug ein Schulweg dreißig bis vierzig Minuten. Ich habe die Mittlere Reife gemacht und dann in Kamischlo das Gymnasium besucht, danach die Hochschule. Ich habe die Mechanik von Landmaschinen studiert, zum Beispiel Maschinen für Viehfutter, Pflückmaschinen für Baumwolle, Bewässerungssysteme. Ich habe das Studium beendet, aber ich konnte keine Stelle finden. In Syrien funktionierte es nur mit Beziehungen, die ich nicht hatte. Ich habe dann im Handel gearbeitet, die Läden der Familie geführt, Kaufen und Verkaufen. Ich habe Fußball gespielt in Kamischlo, die Mannschaft nannte sich Dschihad.

In meinem Dorf gab es Landwirtschaft. Weizen, Erbsen, Baumwolle wurden angebaut. Wir hatten genug Wasser. Der Lebensstandard war mittelmäßig, alle haben von der Landwirtschaft gelebt. Es gab zwei Saisons, zuerst die Weizenernte im Sommer, im Herbst kam die Baumwollsaison.«

Baumwolle pflücken

»Wir Kinder mussten alle helfen, ab der ersten Klasse habe ich Baumwolle gepflückt. Der Tag fängt mit schönen Momenten an. Alle Dorfbewohner gehen zusammen in der Morgendämmerung los, Männer, Frauen, Kinder, alle sind unterwegs zum Baumwollfeld. Sie singen und tanzen, bis sie angekommen sind. Kurden singen und tanzen immer und überall, ohne das können sie nicht leben.

Auf dem Feld geht jeder in sein Gebiet und pflückt die weiße Baumwolle, die einem vorkommt wie das eigene Herz. Der Geruch der Baumwolle und der des Taus vermischen sich in der ruhigen Morgenstimmung. Beim Arbeiten überlegen sie, wie viel Geld sie damit verdienen können. Ihr Auskommen basiert auf der Baumwolle und der Landwirtschaft.

Baumwolle pflücken – das sind richtig schöne und wunderbare Tage, die mit Glück und Kraft beginnen und auch so enden.«

Über Deutschland und die Deutschen

»Freund ist in Deutschland die Natur. Es gibt sehr viel Grün, und die Berge, das kennt man aus Syrien nicht. Hier dreht sich viel um Arbeit, eigentlich alles. Auch Deutsche erzählen, dass sie damit viel Stress haben. Bei uns geht man nach der Arbeit ins Café. Bei uns hat man auch eine Dankbarkeit ans Leben, man kann relaxen, das ist hier viel schwieriger. Das Essen gefällt mir hier auch nicht so, zu wenige Gewürze.

Die Deutschen nehmen das Leben zu ernst, das kann ich nicht so. Bei den Italienern in meiner Nachbarschaft fühle ich mich wohl, wie in der Heimat. Die deutsche Küche ist sehr arm. Mir ist auch aufgefallen, dass es früher auf den Werbeplakaten nur weiße Gesichter gab, das ändert sich jetzt. Die Kinder hier gehen ganz toll miteinander um, die Afrikaner und die Weißen, auch andere Nati-

onalitäten, da werde ich ganz neidisch, wenn ich das sehe. Hier ist es auch leichter, mit einem Mädchen oder einer Frau zu sprechen. Früher in Syrien war das viel schwieriger, man musste sich richtig was überlegen, um eine anzusprechen.

Die Bürokratie gefällt mir nicht, die vielen Ämter. Ich habe die Prüfung B1 gemacht, jetzt kommt noch B2, dann will ich eine Ausbildung suchen. Wenn es Assad nicht gäbe, würde ich lieber wieder nach Syrien gehen. Ich bin aus politischen Gründen hier. Mir ging es in Syrien gut. Wegen wirtschaftlicher Dinge hätte ich nicht hier herkommen müssen. Ich bin aus politischen Gründen da.«

Ich wünsche mir ...

».... dass ich in Deutschland mit Würde und in Frieden leben kann, zusammen mit den Deutschen. Ich wünsche mir, dass sie die Lage der ankommenden Syrer verstehen können. Ich selbst will alles versuchen – arbeiten, lernen – damit ich ein Bürger dieser Gesellschaft werden kann. Ich habe großes Vertrauen zur deutschen Gesellschaft und mein Eindruck ist sehr gut, alles ist positiv. Ich hoffe auch, dass ich meine Familie nochmal sehe, dass ich imstande bin, sie aus Syrien und den Kriegsgebieten herauszuholen. Ich wünsche mir, dass ich mein Studium fortsetzen kann, ich möchte auch heiraten und eine Familie gründen.«

».... dass ich ein berühmter Fußballspieler werde. Jemand hat mir Mut gemacht, dass ich eine Mannschaft in Wuppertal finde. Ich liebe Fußball über alles, *Real Madrid* ist meine Mannschaft und der Verein *Dschihad* aus meiner Heimatstadt Tamischlu. Da habe ich gespielt, und ich wünsche mir, es hier auch wieder zu können. Das ist mein Traum.«

Wie die Deutschen so sind

»Ich habe in Deutschland viele Leute getroffen, die nichts gegen

Flüchtlinge haben. Es gibt auch welche, die einen Hass haben. Ein Mädchen, eine Türkin, hat mich angemacht, warum wir hierhergekommen sind. Ich habe ihr gesagt: Wir haben Krieg.

Viele Leute denken, dass wir dumm sind und keine Bildung haben, dass wir auf Steinen sitzen und keine Zivilisation kennen. Dabei haben wir in Syrien die gleiche Zivilisation wie hier. Manche glauben auch, dass alle Muslime so denken wie Isis und eine negative Einstellung zu Frauen haben. Auch das stimmt nicht. Die Frauen werden in den arabischen Ländern durchaus respektiert.

Die Deutschen machen es gut mit den Flüchtlingen, sie geben auch sehr viel Geld. Manche arabischen Staaten haben dagegen gar nichts getan, die Golf-Staaten zum Beispiel, obwohl die viel Geld haben. Hier haben wir direkt einen Pass bekommen und ich konnte zur Schule gehen. Unser Asylantrag wurde angenommen, wir können bleiben.«

Die Flucht

»Ich kann mich genau an den Tag erinnern, als ich entschieden habe, Syrien zu verlassen. Ich hatte ein eigenes Geschäft, Computer-teile. Ich kann mich an die Bilder aus unserem Gebiet erinnern – es war alles zerstört, alles bombardiert. Die Bilder habe ich immer vor mir, das ist wie ein Roman. Es gibt Tage, da muss man immer daran denken. Ich glaube, dass jeder syrische Mensch, der sein Land verlassen hat, eine Geschichte erlebt hat, die man als Roman schreiben kann. Man kann das nicht alles erzählen. Ich habe mein Ziel erreicht und versuche, mich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren. Es ist ein neuer Anfang in einem neuen Land und ich glaube, ich werde hier so sein, wie ich früher in meinem Land war, nur, dass es hier kälter ist.«

»Ich habe als Taxifahrer gearbeitet zwischen Beirut, Amman und Saudiarabien. Als der Krieg ausbrach, war die Lage sehr schlimm.

Meine Kinder waren in der Schule. Ich habe einen Sohn, der Zahnmedizin studiert hat, er musste das Studium wegen des Krieges abbrechen und ist nach Schweden geflohen. Ich und die Familie sind nach Deutschland gekommen. Ich habe einen Sohn, der ist in der fünften Klasse, und zwei Mädchen, die in Syrien nicht studieren konnten. Alle sind jetzt hier, nur der älteste ist in Schweden. Ich wünsche mir, dass mein Sohn nach Deutschland kommt, um das Studium abzuschließen. Wir danken den Deutschen für den herzlichen Empfang.«

»Überall in Syrien herrschte Angst, schrecklich, es gab kein Essen, keine Sicherheit. Ich war im Abitur und konnte nicht weitermachen, die Schule war zerstört. Dann sind wir nach Deutschland gereist, um Sicherheit zu finden, um keine Angst mehr haben zu müssen. Meine Brüder konnten auch nicht weiter studieren. Mein jüngster Bruder ist zwölf Jahre alt, er war gezwungen seine Schulausbildung abzubrechen.«

»Vor dem Krieg war die Lage in Syrien insgesamt gut, es gab Sicherheit. Wir waren eine Generation, die noch keinen Krieg erlebt hatte. Ich hatte noch nie das Geräusch von Maschinenpistolen oder Gewehren gehört. Gewalt und Mord gab es früher sehr selten, wir hörten nichts davon.

Nach dem Beginn des Krieges war das Hauptfundament weg, es gab keine Sicherheit mehr. Wenn ich zu meiner Arbeit als Angestellter ging, wusste ich nicht, ob ich zurückkehren würde. Ich habe mir Sorgen gemacht und musste immer an meine vier Kinder denken. Man denkt jeden Augenblick, gleich kommt eine Rakete. Wenn die Kinder zur Schule gingen, rief man sie siebzehnmal am Tag an, ob alles in Ordnung ist. Jeden Augenblick denke ich an mein Land, erinnere mich an meine Kindheit, aber das sind nur noch Träume.«

»Vor dem Krieg habe ich ein normales Leben gelebt. Ich hatte

ein Studium in Wirtschaftswissenschaften abgeschlossen, als der Krieg in Syrien anfing. Da konnte ich kein normales Leben mehr führen. Ich konnte nicht mehr zu meiner Arbeit, weil es so viele unerwartete Angriffe gab und auf dem Weg zu meiner Arbeit militärische Kontrollpunkte lagen. Junge Leute wurden ohne Grund festgenommen und gezwungen, am Krieg teilzunehmen. Ich habe aufgehört zu arbeiten. Dann habe ich ehrenamtlich für die Geflohenen, die aus den gefährlichen Gebieten nach Damaskus kamen, gearbeitet.«

So bin ich nach Deutschland gekommen

»Vom Libanon in die Türkei mit dem Schiff, vom Hafen Karablus nach Mersin, dann mit dem Bus nach Izmir und Bodrum, dann weiter mit dem Schleuser im Schlauchboot. Wir mussten Geld hinterlegen für die Schlepper. Dann kamen wir nach Kos und bekamen einen Abschiebebescheid der griechischen Behörden, wir mussten Griechenland verlassen. Ich habe versucht, mit einem Schleuser und gefälschtem Reisepass – mal ungarisch, mal spanisch, mal bulgarisch – weiter zu kommen. Am Flughafen habe ich es zwei Monate versucht, aber die Behörden erwischten uns.

Wir entschieden, dass wir zu Fuß mit einer Menschengruppe weiterreisten, mit dem Zug nach Makedonien, dann nach Serbien. Das Verhalten der serbischen Behörden war sehr schlecht, ich möchte nie wieder nach Serbien zurückgehen. Dann sind wir mit einem Schleuser von Belgrad nach Wien gefahren, im geschlossenen Wagen. 46 Personen in einem Wagen für zehn Personen. Dann habe ich alleine – ich spreche gut englisch – einen Zug von Wien nach Stuttgart genommen, dann nach Mecklenburg. Da habe ich zum ersten Mal ein richtiges Schloss gesehen. Als ich meinen Aufenthalt bekam, kam ich nach Wuppertal, hier habe ich inzwischen einen Freund.«

»Ich musste mit einem Schleuser illegal von Syrien in die Türkei fliehen, da bin ich vier Stunden gelaufen. Ich fiel und brach mir mein rechtes Bein. In der Türkei musste ich einen Monat im Krankenhaus bleiben. Dann kam Bulgarien, zu Fuß, das Bein hat weh getan, ich habe es nur mit Schmerzmitteln ausgehalten. Das Bein tut mir bis heute weh. In Bulgarien blieben wir drei Tage, dann nach Serbien, zwölf Stunden zu Fuß. Da blieben wir fünf Tage in einer Wohnung, dann Ungarn zu Fuß, dann mit dem Auto nach Deutschland. Während der Reise haben wir wenig zu Essen gehabt, Durst und Hunger, kaum Schlaf.

Natürlich hatten wir Angst. An der Grenze Serbien/Ungarn hat die Polizei uns verfolgt, wir mussten rennen, die Gruppe hat sich getrennt. Manche Leute hatten kleine Kinder, manche sind weggerannt aus Angst, dass sie in Ungarn Fingerabdrücke abgeben mussten. Nach dem Dublin-Abkommen muss man ja in dem Land bleiben, wo man die Fingerabdrücke abgibt. Die ungarische Polizei zwingt manche Menschen, dort die Fingerabdrücke abzugeben, das gibt Geld, habe ich gehört, sie bekommen dafür Zuschüsse von der UNO.«

Homs

»Wir lebten in Homs, mein Mann war schon vor einem Jahr aus Syrien weggegangen. Ich war mit meiner Familie zu Hause, als die Armee kam und das Haus durchsuchte. Sie warfen alles durcheinander. Nach drei Stunden nahmen sie meine Schwester, ihren Sohn und ihre Tochter mit, neunzehn und vierundzwanzig Jahre alt, beide sind Studenten. Und dann meinen Bruder, er ist Zahnarzt. Wir wussten nicht, wo sie waren. Nach zirka einem Monat kamen meine Geschwister ohne den Sohn zurück. Meine Schwester erzählte mir, wie ihr Sohn vor ihren Augen gefoltert worden war. Er wurde verbrannt und mit Elektroschocks gequält,

er blutete aus dem Mund. Dann schütteten sie Wasser in sein Gesicht, damit er zur Besinnung kam. So ging es den ganzen Tag lang weiter. Sie wollten, dass er gestand, Waffen zu haben, aber er hatte keine.

Dann kamen Leute von der Armee und sagten, wenn wir einen hohen Geldbetrag bezahlten, würden sie meinen Bruder rauslassen. Sie nahmen das Geld und gingen damit weg, getan haben sie nichts. Nach einer Weile kam ein anderer und sagte das gleiche, er nahm auch unser Geld. Bis jetzt wissen wir nichts von meinem Bruder, wir hoffen, dass er noch am Leben ist und die Folter durchsteht.

Ich hatte in Syrien auf der Straße immer Angst, dass sie mich einsperren würden oder sonst etwas Schlimmes passierte. Ich war Architektin und ich hatte einen Job. Ich bin Muslimin, aber weil ich nicht auf Assads Seite war, habe ich meine Arbeit verloren. Ich bin Sunnitin, Assads Leute hassen uns so sehr. Der Hass ist sehr alt, mindestens hundert Jahre, und er kommt jetzt heraus. Wir werden gefoltert, wir verlieren unsere Arbeit, wir werden mit Bomben beworfen.«

Christiane Gibiec ist Mitglied im Schriftstellerverband (VS) Bergisches Land; Autorin von historischen Romanen (Türkisch Rot u.a.) und Biografien (else blau) u.a.). Sie lebt in Wuppertal.

Dieter Jandt

Szenen aus unserer Welt

Flüchtling:

»Zunächst kamen sie immer mal wieder und haben gesagt: Du kommst aus Idlib, du bist nicht von hier. Warum gehst du nicht zurück? Was willst du überhaupt hier? So haben die Probleme angefangen.«

Erzähler:

Shadi ist Schneider. Ein unersetzer, kräftiger Mann, dem man eigentlich gar nicht zutraut, einen Faden durchs Nadelöhr zu ziehen. Er hatte ein Geschäft in Damaskus. Jetzt nicht mehr. Er schaut mich mit ernsten Augen an, zieht sein Handy aus der Jackentasche hervor und zeigt ein Foto: Schutt und Asche. Er ist Sunnit, und das war anscheinend ein Fehler.

Flüchtling:

»Mein Geschäft war direkt neben einer Moschee. Die Demonstranten haben sich dort immer versammelt und sind dann durch die Stadt gezogen. Daraufhin haben Polizisten auf sie geschossen. Auch für mich wurde es immer gefährlicher. Oft musste ich meinen Laden schließen, wenn Demonstrationen in der Nähe waren. Und dann wurde mir irgendwann klar, dass ich mit meiner Familie dort nicht mehr in Frieden leben konnte. Meinen Bruder haben sie festgenommen, sie haben ihn zu einem Geständnis gezwungen.«

Erzähler:

Was das für ein Geständnis war, kann er nicht mehr erzählen. Tränen steigen ihm in die Augen, und ich denke an Folter, dunkles Verlies, Schreie in den langen Fluren, hinter Metalltüren. Ich zeige auf Servietten auf dem Tisch. Er nimmt eine, um die Augen zu trocknen. Ich denke daran, ihn in den Arm zu nehmen. Er aber steht auf und geht nach hinten zur Toilette. Er wird sich ausweinen.

Zweiter Flüchtling:

»Schon vor dem Bürgerkrieg gab es in der Schule diesen ständigen Druck. In jedem Klassenzimmer hing ein Bild von Assad, und die Lehrer betrieben eine Art Gehirnwäsche, auch im Religionsunterricht. Es zählte nur, was Assad vorgab. Eine andere Meinung zu haben, war praktisch nicht möglich. Man hätte uns Schüler geschlagen, man hätte die Eltern aufgesucht, der ganze Familienclan hätte Probleme bekommen.«

»Ich habe ein paar Jahre in den USA verbracht, und als ich zurück in Syrien war, kam eine befreundete Amerikanerin zu Besuch. Ich wollte ihr das Land zeigen, doch irgendwie bekam die Polizei Wind davon. Man holte mich zu Hause ab, ich wurde verhaftet. Sie beschuldigten mich, für den amerikanischen Geheimdienst zu arbeiten. Ich hätte ihnen das melden müssen, dass ich mit dieser Amerikanerin herumfahren wollte. Man steckte mich vier Tage in eine Zelle, die mit rund hundert Menschen vollgestopft war. Ein kleines Fenster oben in der Wand ließ nur spärlich Licht ein. Es stank. Und ständig hatten wir Angst, dass Geheimdienstleute unter den Gefangenen waren, die uns aushorchen wollten. Nicht wenige wurden gefoltert. Wir hatten Hunger. Bei einem Verhör sagte man mir, dass ich Geld bezahlen müsste, wenn ich nicht geschlagen werden wollte.«

»Politische Gespräche waren nur im engsten Familienkreis möglich. In der Großfamilie ging das schon nicht mehr. Man wusste nicht, wem man restlos vertrauen konnte. Es gab sogar Fälle, wo jemand von seinem eigenen Bruder denunziert wurde. Vereinzelt tauchten Flugblätter auf, aber nur selten. Allein die in die Hand zu nehmen und zu lesen, war viel zu gefährlich. Oft haben wir nur indirekt Andeutungen gemacht und uns so verständigt oder erst mal ausgelotet, ob jemand in etwa der gleichen Meinung war. Wir hatten auch Angst, dass die Telefone abgehört wurden. Dann, mit der Revolution in Tunesien und Ägypten, keimten erste Hoffnungen, aber man sieht ja, was daraus geworden ist.«

Dieter Jandt ist Journalist und Autor von Features, Hörspielen und Reportagen für den Rundfunk. 2008 erschien der Kriminalroman »Rubine im Zwielicht«, 2015 der Kriminalroman »German Cop« im Oktober-Verlag, 2013 das Buch »Ist das der Mekong?«, edition dpe. Seit 2015 Redaktionsmitglied der Literaturzeitschrift Karussell.

Torsten Krug

Deutschland Geborgenheit Mit syrischen Geflüchteten in der Schreibwerkstatt

Der große Saal des Barmer Bahnhofs ist voller Stimmen. Kinder huschen vorbei und genießen den ungewöhnlichen Ort zum Spielen, andere von ihnen, die ebenfalls mit ihren Eltern gekommen sind, sitzen konzentriert über Bildern, die sie unter der Aufsicht einer Bühnenbildnerin und eines Schauspielers malen. Auf einem von ihnen werde ich später die Wellenkämme eines Meeres erkennen, aus denen gespreizte Hände heraus ragen.

Um mich sitzen fünf junge Männer zwischen zwanzig und Mitte dreißig sowie Helim Yüsiv, syrisch-kurdischer Schriftsteller und seit 2000 als politischer Flüchtling in Deutschland, der für mich aus dem Arabischen und Kurdischen übersetzt. Alle Männer sind perfekt gekleidet, gut aussehend. Wir sehen uns in die Augen. M., der vor vier Wochen schon einmal hier war, ist wiedergekommen und möchte am liebsten nur deutsch mit mir sprechen. Ich bin völlig baff, was er in diesen Wochen gelernt hat und sage ihm das. Dann beginnen wir mit der Arbeit.

Ich höre im Wesentlichen zu. Zu Hause höre ich vom Diktiergerät nach, was gesagt wurde und dokumentiere es wie klassische Interviews. Geschichten will ich daraus vorerst nicht machen. Die Erzählungen in ihrer jeweiligen Sprache stehen für sich.

Ein junger Mann geht herum, auf dem Display seines Handys steht mein Name. Er ist Cellist, letzte Woche hatte ich seine Mail-Adresse bekommen und mit ihm korrespondiert. Wir begrüßen einander und unterhalten uns in gebrochenem Englisch. Später am Abend kommt er noch einmal zu mir. Er wirkt jetzt aufgereggt.

Auf den Bildschirm seines Handys holt er mit schnellen Bewegungen ein Video: Ein Kameraflug über eine vollkommen zerstörte Stadt, die staubhellen Überreste der Häuserfassaden ragen wie hohle Zähne in den Himmel. Ich kenne die Aufnahmen. In den letzten Tagen hatte dieser Drohnenflug über eine ausgebombte und verlassene wirkende syrische Stadt im Netz kursiert und mich tief bewegt. »I know this«, sage ich zu ihm. »Berlin, 1945«, antwortet er trocken und wischt weiter. Ach so ... Ich folge dem zitternden Kamerablick durch die Ruine eines Hauses, auch hier scheint alles hell vom Staub. »What is this?«, fragt er mich, seine Stimme wird lauter. Ich sehe nichts als Steine, Staub. »This is my house!«, sagt er. Später erfahre ich: er und seine Frau, eine Architektin, hatten es selbst entworfen, erst wenige Monate zuvor war es fertig geworden. »Here, you see?«, fragt er mich. Die Handykamera hält auf die Überreste eines hölzernen Instrumentencorpus. »This is my Cello!« Ich nicke nur, möchte ihm meine Hand auf die Schulter legen, tue es nicht. »Thank you«, sagt er mit einem traurigen Lächeln, nickt ebenfalls und verschwindet wieder in der Menge.

Ich muss an Bertolt Brecht denken: »Das ist nun alles und's ist nicht genug. // Doch sagt es euch vielleicht, ich bin noch da. // Dem gleich ich, der den Backstein mit sich trug // Der Welt zu zeigen, wie sein Haus aussah.«

Fast alle, mit denen ich spreche, fühlen sich in Deutschland in Sicherheit. Zumindest die monate-, manchmal jahrelange Angst hat ein Ende. Einmal sagt einer auf deutsch sogar »Deutschland Geborgenheit«. Das erstaunt mich. Doch viele belastet die Gefahr und das Leid, denen ihre zurückgebliebenen Familienmitglieder ausgesetzt sind.

Am Ende eines Treffens lerne ich einen Apotheker kennen. Er habe hunderte von Fotos gespeichert und archiviert, aus seiner

alten Heimat, von seiner Flucht. Ob uns das interessiere, fragt er. Natürlich, sage ich, und stelle mir einen »Salon Heimat« oder ein »Café Exil« vor, einen Ort mitten in Wuppertal, an dem einmal im Monat Flüchtlinge ihre Geschichten erzählen, live und von Dolmetschern übersetzt, mit Fotos, Handy-Videos, Musik. Der Apotheker und ich tauschen unsere Kontaktdaten aus. Dann sagt er etwas, das mich an den viel zitierten Anfang von Tolstois »Anna Karenina« (mit den glücklichen und unglücklichen Familien) erinnert und das mich beim Heimlaufen noch lange beschäftigt: »Die Geschichten von unserer Flucht ähneln einander alle. Davor hatte jeder von uns ein Leben auf seine eigene Weise.«

Aus den Notaten:

Jugendlich wirkender Mann mittleren Alters:

»Weil sie Schriftsteller sind, werde ich Ihnen etwas erzählen: Ich habe so ein Heft mit vielen Liedtexten, sie sind wie Gedichte. Ich habe viel geschrieben. Vielleicht mache ich aus diesen Gedichten Lieder und gebe sie jemand, der sie singt. Das war mein Plan 2006. Alles hatte ich vorbereitet. Ich war damals im Libanon. Da war auch Krieg. Ich habe meine Wohnung und alle meine Musikinstrumente verloren. Dann in Syrien, als ich eine neue Arbeitsstelle gefunden hatte, habe ich gedacht, vielleicht mache ich mein Projekt nochmal. Und dann: nochmal kommt der Krieg ... Lange Zeit habe ich nichts geschrieben, das letzte Gedicht, bevor ich nach Deutschland gekommen bin. Ich fuhr im Auto, es gab Stau, ich hatte meine Oud dabei, und ich habe immer ein Heft dabei. Mit einer Hand bin ich gefahren, mit der andern habe ich geschrieben. Es handelt von einer Frau, die hochnäsig ist ... Vier oder fünf Texte über die Mutter, über Menschen und ihre Beziehungen. Es gibt einen großen Teil von Menschen, die denken nur an Geld. Es ist für mich ein großes Problem, wenn man immer damit beschäftigt ist.

Wenn anstelle des Geldes die Liebe wäre, wäre unser Leben besser. Ich hasse zwei Sachen: Wenn jemand lügt und wenn jemand eine große Liebe für Geld hat. Ein Text handelte von solchen Themen. Sonst über die Schönheit und über Frauen.«

Mann Anfang Dreißig:

»Am Anfang war Aleppo eine ruhige Stadt. Plötzlich war es ganz anders. Die Bombardierung, der Krieg kamen ganz plötzlich. Da mussten wir unsere Häuser verlassen. Zuerst sind wir innerhalb von Aleppo geflüchtet. Wo unsere Firma ist, der ganze Bezirk war Industrie. In diesem Bezirk gab es viele bewaffnete Gruppen, die wollten klauen und Leute kidnappen und danach erpressen, um an Geld zu kommen. Die gehören auch zum Regime. Sie nehmen ein Kind als Geisel und dann sagen sie: wir werden es freilassen, wenn ihr bezahlt. Wir sind zuerst nach Algerien gefahren, zuerst ich alleine, dann, nach einem Monat, meine Familie. Ein Jahr sind wir in Algerien geblieben. Dann nach Marokko, dann Spanien, dann Frankreich, Und dann Dortmund. Deutschland.

Mein Junge ist acht Jahre alt und in der ersten Klasse. Er hat Französisch in Frankreich gelernt, Spanisch in Spanien, und jetzt lernt er Deutsch in Deutschland. Fast vier Jahre bin ich jetzt aus Syrien raus. Am wichtigsten ist mir die Schule für meine Kinder. Sie sollen in die Schule gehen können und studieren. In Spanien hätten meine Kinder solche Möglichkeiten nicht, und auch in Frankreich habe ich mir immer Sorgen um die Zukunft meiner Kinder gemacht. Aber in Deutschland bin ich zufrieden.«

Mann mittleren Alters, kräftig, er sagt alles auf Deutsch:

»Ich war hier, meine Frau, dann mein Schwager, er ist Zahnarzt hier am Alten Markt. Für andere habe ich Wohnungen besorgt. Ich habe hier in Wuppertal als LKW-Fahrer angefangen. Ehrlich:

Ich konnte kein Wort Deutsch sprechen. Ich war nicht in der Schule. Am ersten Tag hat Herr Ochs Arbeitsvertrag gemacht: zwei Wochen Probezeit. Das kam so: Am ersten Tag bin ich gefahren, Nachmittag Feierabend. Er sieht den LKW – war kein LKW, war ein Luxus von LKW! Ich habe Politur gemacht, sauber gemacht und alles. Er hat mich gefragt: Du hast das gemacht? Ich habe gesagt: Ja. Das hatte ich alles in meiner Pausenzeit gemacht. Er sagt: Ich möchte mit Ihnen gleich einen unbefristeten Vertrag machen. Immer war ich schneller. Von nichts kommt nichts. Wir leben hier. Man muss auch was tun.

Ich habe Abitur gemacht. Nach dem Ende von meiner Militärzeit bin ich im Knast gelandet. Dann bin ich hierhin ... In unserer Stadt kannte jeder den anderen. Wie eine große Familie. Ich habe hier eine eigene Tafel gemacht. Ich habe Taxi angefangen, habe restliches Essen gesammelt, z.B. von Tankstellen, und habe es verteilt. Deutsche sind auch arm. Das habe ich heimlich gemacht.«

Hagerer Mann mittleren Alters:

»Ich wollte einmal Lebensmittel für meine Familie besorgen, möchte gerade über die Straße gehen. Da haben sie auf uns geschossen, dreimal. Wir sind geflohen, aber ein Kind, zwölf Jahre alt, ist getötet worden. Als wir zu Hause waren, haben wir in den Nachrichten gehört: das Kind ist gestorben. Ich rede hier über Nachrichten, die Oppositionelle gesendet haben. Ich habe syrische Soldaten gesehen, wie sie Leute angegriffen haben, geschlachtet und getötet. Das ist die Zusammenfassung von meiner Geschichte. Da war unsere Flucht nach Deutschland, Gott hat uns geholfen, wie wenn jemand ertrinkt, und er gerettet wird. (auf deutsch) Ich bedanke mich. Ich bedanke mich von mein Herz. Und wir alle syrische Leute wir bedanken uns für diese Hilfe ...«

Ein junger Mann:

»Ich finde die deutsche Gesellschaft im Allgemeinen sehr nett, ich habe viel Mitgefühl erlebt. Aber die Familienbeziehungen sind schwach. Ich habe Geschichten gehört, dass Kinder ihre Eltern nicht gut betreuen, wenn sie alt sind. Manchmal besuchen sie sie nur einmal im Jahr. Oder Kinder brechen die Beziehungen zu ihren Eltern ab, wenn der Ehemann oder die Ehefrau es will. Die Beziehungen zu den Leuten im Haus und in der Straße sind auch nicht besonders eng, in sechs Monaten hat mich noch kein Nachbar besucht. Wir wurden nur begrüßt.

Schlecht ist, dass die Deutschen alle Muslime in einen Topf werfen. Sie haben Vorurteile, ohne etwas über unseren Glauben zu wissen. Manche haben einfach etwas von den Medien übernommen, die ein falsches Bild von Muslimen haben. Wichtig ist, dass man zwischen dem Islam und den Taten von manchen, die nur behaupten, Muslime zu sein, unterscheidet.«

Ein Mann Mitte dreißig:

»Das Leben geht zu Ende, die Arbeit nicht, heißt ein arabisches Sprichwort. Hier dreht sich viel um Arbeit, eigentlich alles. Deutsche erzählen, dass sie damit viel Stress haben. Bei uns geht man nach der Arbeit ins Café. Bei uns hat man auch eine Dankbarkeit ans Leben, man kann relaxen, das ist hier viel schwieriger. Das Essen gefällt mir hier auch nicht so, zu wenige Gewürze. Ich lebe in Düsseldorf mit vielen Italienern zusammen, da fühle ich mich sehr zuhause. Die Deutschen nehmen das Leben zu ernst, das kann ich nicht so. Bei den Italienern fühle ich mich wohl, wie in der Heimat. Mir ist auch aufgefallen, dass es früher auf den Werbeplakaten nur weiße Gesichter gab, das ändert sich jetzt. Die Kinder hier gehen sehr toll miteinander um, die Afrikaner mit den Weißen, mit anderen Nationalitäten, da werde ich ganz neidisch,